

Albert Samain und die Symbolisten

Autor(en): **Russell, E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

1896 zuteil geworden. Sein Großoheim Jakob Burckhardt, der sich allen Versuchen, ihn zu malen, zu zeichnen oder zu photographieren, Jahrzehnte lang ernstlich, ja mit Androhung höchster Ungnade, widersetzt hatte, ließ sich endlich herbei, dem Großneffen zu einer Zeichnung und zu Künstlerphotographien kurze Sitzungen zu gewähren*). Das Resultat war eine vorzügliche große Profilzeichnung (Abb. S. 133), in der Lendorff das Geistige in seinem berühmten Verwandten prächtig erfaßt hat und die auch punkto Nähnlichkeit, sowie punkto Geschmack in

*) Eine solche photographische Aufnahme bot „Die Schweiz“ in ihrem ersten Jahrgang (1897) S. 242.

H. B. R.

der Raumverteilung, in der Haltung, im Gewand u. s. w. nichts zu wünschen übrig läßt. Die Freunde und Schüler Burckhardts schätzen deshalb dieses Bildnis, das bei Bruckmann in München trefflich vervielfältigt worden ist, als einen köstlichen Besitz. Nach dem Tode Burckhardts hat Lendorff dann auch, auf Grund seiner Studien, ein wohl gelungenes Porträt des Gelehrten für die Aula des Museums, Basels Fürstengalerie, gemalt.

So sehen wir den Künstler auf verschiedenen Gebieten tätig; auf jedem zeigt er eine geschmackvolle und im besten Sinne des Wortes liebenswerte Eigenart.

Albert Gessler, Basel.

Albert Samain und die Symbolisten.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Den Philosophen ist im allgemeinen nur wenig zu trauen, ist doch ihre Lehre meist nur eine Systematisierung ihrer Eigenschaften und vor allem ihrer Fehler. So lehrt uns der vlämische Mystiker, Herr Maeterlinck, dem das verstandesmäßige Erfassen der Dinge wohl nicht eben liegt, daß allein das Reich des Unerforschlichen der Seele ewige, seltsame Heimat ist. Und so lehren uns auch die Jünger der „Moderne“, daß seelisches Siechtum der Boden ist, auf dem die blaue Wunderblume der Kunst am besten gedeiht. Nach dieser Leistung dürfte es einem philosophisch angelegten Krüppel ein Leichtes sein, uns sonnenklar darzutun, daß sich eine große Seele nur in einem Körper entwickeln kann, der den Gebrauch seiner Glieder verloren hat. Diese Lehre wäre sogar eine wertvolle Ergänzung jener andern, nach der Not und Glend die vorzüglichsten Förderer aller schönen Tugenden sind. Leider scheinen die Krüppel wenig philosophisch angelegt zu sein!

In Ermanglung körperlicher Krüppel haben wir nun wenigstens seelische Schwächlinge, die ihre Not zu einem Reichtum, ihre Schwäche zu einer Aesthetik, ihre Unfähigkeit, eine Unmenge Dinge zu fassen, zu einem Aristokratismus umgestempelt haben. Alle Kulturländer sind augenblicklich ziemlich reichlich damit bedacht. In Frankreich nennen sie sich jetzt Symbolisten, in Deutschland zuweilen auch Neu-Romantiker. Vor einigen Jahren schienen ihnen die Namen „Naturalisten“, „Naturisten“ oder gar „Veristen“ einen schönen Klang zu haben. Diese Verschiedenheit der Benennung deutet darauf, daß die darin beschlossenen ästhetischen Forderungen nur Akzidenzien und nicht das Wesen ihrer Kunst sind. Darin weichen sie oft sogar sehr von einander ab. Indes reichen sie jedem die Bruderhand, der an der Stirn das Zeichen des seelischen Defektes trägt.

Nur eine Kunst lieben sie: ihre eigene Krankenstubenkunst; jeder gesunden Offenbarung der Kunst stehen sie verständnislos gegenüber. Ihnen fehlt die große Achtung vor der Kunst, die nichts anderes sein will als das willige Werkzeug ihrer schöpferischen Macht. Das ist das untrügliche Zeichen ihres künstlerischen Parvenütums, das, rein äußerlich betrachtet, schon offenkundig hervortritt in dem wunderbaren Gegensatz, den ihr brutales Strebentum im Leben zu den überfeinen Empfindungen bildet, derer sie sich angeblich im blauen Ideal nähren. Und darum, dieses Mangels an Selbstlosigkeit und dieser innern Armut halber, bleibt es ihnen stets verhüllt, das Bild des Gottes, der nur denen, die ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, einen Strahl seines lichtgewobenen Gewandes in die Seele hineinleuchten läßt, der sie als Hüter seines heiligen Feuers auf ewig von der Menge ausschleidet.

Allerdings sind diese Künstlinge meist sehr junge Leute, und mit der Zeit werden sie ihres ästhetischen Dandytums müde. Jenen goldenen Sphären der überfeinen Seelenschwimmungen ziehen sie nun den Kennplatz oder den Sessel des Ban-

fiers vor. Sie merken, daß die Luft der Niederungen ihrem Blute bekömmlicher ist. Sie haben der Mode ihr Opfer gebracht, und nun atmen sie erleichtert auf. Das sind die Träger all dieser klangvollen Namen, die eine Zeit lang in modernen Zeitschriften prangen, um nach kürzerer oder längerer Dauer wieder zu verschwinden. Und stets erneuert sich wieder diese Flut an sich recht uninteressanter Menschen, die sich indes die Aufmerksamkeit zu erzwingen wissen durch die Rolle, die ihre Mittel — nicht die künstlerischen, die andern! — ihnen zu spielen erlauben.

Neben dieser Menge Karnevalsgehaltes, die den Lachmuskel eines Nabelais zum Plagen reizen würden, und von ihnen meist in den Hintergrund gedrängt, gibt es die echten Anbeter des neuen Kultus: die übermüden Kinder einer müden Kultur, denen die akkumulirte Nebenarbeit vieler Generationen eine bedenkliche Hyperensibilität geschaffen hat — unglückliche Seelen von krankhafter Reizbarkeit, denen das Sonnenlicht zu grell, der Duft der Blumen zu stark, der Wind der freien Weiten zu rauh, die das Leben zermalmen würde und die sich deshalb, fern vom Getriebe der Hastenden, eine Einsamkeit errichtet haben, voll zarter, inniger Schönheit. Dort leben sie ihren Traum, und wenn einiges von ihrem Stimmen in die Welt hinausklingt, so vernimmt diese mit Staunen Weisen, die von einer Freude sagen, die nicht ihre Freude ist, und von einem Leid, das sie nie empfunden. Sie schüttelt den Kopf und geht weiter, und das kleine Lied verhallt, ohne daß ein Herz es aufgenommen hat. Aus dessen Seele aber es entstiegen war, der singt unbekümmert weiter, bis er aus seinem wachen Traum unmerklich hinübergleitet in den großen traumlosen Schlaf!

So sang und starb, neben vielen andern, auch Samain, und noch lange nach seinem Tode wußte — außer einigen nahen Freunden — niemand in Frankreich, daß eine der reinsten Stimmen im großen Chor der modernen Dichtung erklungen und dann wieder verstummt war.

Eine schier krankhafte Scheu vor der Menge und ihrer persönlichkeitsvernichtenden Gleichmacherei hatte ihn sein Leben lang fern vom marktschreienden Getriebe derer gehalten, die Dichterruhm verleihen, und mit fast mädchenhafter Scham wachte er darüber, daß nichts von seinem eigensten Ich von fremden Blicken aufgefangen wurde. Die Leute kannten nur den pflichttreuen kleinen Unterbeamten irgendeines Ministeriums, den einfachen, beinahe spießbürgerlichen Menschen mit dem schweigsamen und fast kalten Wesen: eine dieser zahl- und glanzlosen kleinen Existenzen, die das Großstadtleben schafft und an denen man achtlos vorübergeht. Das war er der Welt!

Tief verborgen aber in seinem Zimmer regte und dehnte sich ein Leben so reich und stolz, wie es nur wenige Schicksals- gesegnete kennen. Nicht vermochte die drückende Last der Tage, noch die Knechtschaft der Armut eine abtönende Note hinein-

zutragen; denn wie in einem Zauberspiegel verwandelte sich alles in Schönheit, tief und innig und weihvoll. Und wenn dann der Abend die Ketten der Fronen von seinen Händen löste, in seinem armen Heim, so entfaltete sich dieses Leben mit solcher Intensität, daß es fast materielle Wirklichkeit und das Pariser Proletenquartier zu einem Märchengarten wurde, in dem sich seine Seele an Farbenpracht und Harmonie berauschte. Indes nicht die kraftstrotzende Pracht der sonnen-durchglühten Fluren, sondern die ergreifende Schönheit des hintergehenden Tages, wenn die Natur sich schüchtern, voll schmerzlicher Resignation in die geheimnisvolle Nacht hinübergleiten läßt! Nicht der triumphierende Heroismus einer Lebens-symphonie, sondern die unendliche Trauer eines Moll-Adagio, dessen einzelne Noten wie Tränen stillen Leides aus dem nach der großen Ruhe der Erde verlangenden Herzen quellen!

Denn fremd ist dem Blute dieser Zuspät-geborenen die Lebensenergie der vollkräftigen Menschen; abstoßend sind ihnen die Dinge, woran sich jene weiden, grob und brutal erscheinen sie ihnen. Feinere, weit subtilere Eindrücke gewinnen sie von der Außenwelt, und ihr Empfinden neigt sich, dem Impulse ihres Gelezes folgend, zu den Dingen, in denen sie ein Hinsterben erkennen. Daher in ihren Werken statt der leuchtenden Sommerfarben das feine, unrisseverwischende, farben- abschwächende Grau der herblichen Nebel, statt der Wolle des kraftbewußten Auslebens die seltsamen Schauer des Sich-Opfern, des Vergehens, statt der Pracht der Blume, die sich der Sonne öffnet, das müde Neigen ihres Hauptes zur Stunde des Verwelkens! Daher auch ihre Vorliebe für alle Wesen, deren Gefühlleben dem ihren durch seine Feinheit verwandt ist, so für Kinder und vor allem für Frauen, deren tiefes Lieben und selbstloses Hingeben keine Dichterschule ergreifender gesungen hat; daher ihre große Empfänglichkeit für die schier immaterielle Schönheit toter Dinge, bald ein Gedanken des galanten acht-zehnten Jahrhunderts, voll zarten Duftes gleich dem eines alten kostbaren Wohlgeruchs, der diskret und doch durchdringend aus einem amorettenverzierten Kasten aus Rosenholz steigt, bald eine traumverlorene Stadt des Nordens, die aus grauer Märchenzeit herüberzuragen scheint, oder auch die aristokratisch-traurige Einsamkeit des großen Parkes zu Versailles!

Indes ist in diesem steten Hinneigen zu der Vergänglichkeit der Dinge nichts von der Empörung der Romantiker gegen die Natur, die nur zu schaffen scheint, um zu zerstören, auch nichts von der selbstquälerischen Fronie eines Baudelaire. Dem Schmerz ist der Stachel des wild widerstehenden Blutes genommen, und wer ihn empfindet, dem dünkt es eine Seligkeit. Doch sobald ein Hauch des Glückes durch die allzuseinen Saiten ihrer Seele geht, wird das starke Vibrieren ihrer Freude zu einem Schmerz. So vermischt sich bei Samain Freud und Leid zu einem Gefühl: freudvolles Leid oder leidvolle Freude schwebt über seinem ganzen Schaffen gleich dem schmerzlich-milden, in sich gefehrten Lächeln einer herblichen Landschaft, die schon hoffnungsvoll ahnend die große Winterstille über sich kommen fühlt.

Also fließen Wahrheit und Wahn, Glück und Leid innig vermengt aus demselben Born. Erst das Leben wird scheiden und zeigen, was daraus entstehen soll. Aus der Krankheit wurde eine Kunst geboren voller Schönheiten und voller Gefahren! Was wird da siegen?

Das Siechtum hat den Künstler von der Welt getrennt;



Jakob Burckhardt. Nach der Kohlenzeichnung von Hans Lendorff, Basel.

Die hat ihn aus der Gemeinschaft der großen Hoffnung seiner Zeit auf den neuen, lichtfrohen Tag der Menschheit gerissen. Und die Folge dieser Schwäche und dieser Vereinsamung ist's, wenn sich das Gebiet der Vorstellungen, aus denen der Dichter Inspiration schöpft, so verengert hat, daß schließlich von der vielgestaltigen widerspruchsvollen Welt, die im Menschen lebt, nur noch ein Empfinden übrig bleibt, sodaß der Mensch einer spätern Generation, der aus den Werken dieser Dichter ein Bild unserer Zeit gewinnen möchte, den Eindruck eines Geschlechtes gewinnen müßte, das nur auf ein schönes Hinsterben bedacht ist. Das ist das Werk der Krankheit — ist es aber darum schon schlecht zu nennen? Bis jetzt noch nicht! Denn nur Schönheit gab sie uns, tief und zart, zwar scheinbar eintönig dem flüchtigen Auge und doch voll von einer Unendlichkeit feiner Schattierungen und Abstufungen und durchtränkt von einer andachtsvollen Harmonie. Dem Menschen mit den groben Sinnen erscheint sie zwar unwahr, diese Wunderwelt! Doch wer sie auch nur einen Augenblick in der Stille seines Herzens schaut, den zieht sie, soviel er sich auch sträuben mag, mit unwiderstehlicher Gewalt an, gleich dem Fischer, der in blauer See den kristallinen Palast schaut, aus dem der Sirenen Gesang zu ihm heraufstönt.

Bald aber lauert die Gefahr und muß es sich zeigen, ob der Künstler den Segen oder den Fluch seiner Psyche davontragen wird. Denn es kommt der Augenblick, wo seine Seele



Hans Tendorff, Basel. Doppelbildnis.

alles gegeben hat, was sie geben konnte, wo das geringste Empfinden so unendlich fein zerlegt ist, daß es im nächsten Augenblick verfliegen wird. Hier ist die Linie, wo Wahrheit sich von Unnatur scheidet! Ein Schritt weiter — und der Dichter verfällt dem öden, geistlosen Virtuositentum, das Akrobatenkünste auf dem straffen Seile der Form ausführt und sich an seinen Sprüngen und Saltomortales berauscht. Was er seinem Innern nicht mehr zu entwinden vermag, das muß ihm jetzt der Rhythmus schaffen! Das Wort, das früher das Werkzeug seines Gedankens, ist jetzt eine selbständige Wesenheit. Es ist Form, ist Ton, Linie und Farbe; es soll dem ausgezehrten Ich die Illusion dessen geben, was schon lange nicht mehr ist. Das ist die Gefahr, an der unzählige der jungen Symbolisten zugrunde gingen.

Und für die meisten war es auch die letzte verzweifelte Anstrengung der Ohnmacht, als sie sich aufmachten zur Rückkehr nach dem Hellenentum. Doch wir wollen nicht klagen über das Scheitern dieses letzten Versuches, darüber, daß sie es nicht verstanden haben, den tiefen Lebensrost der Antike in ihr Herz einziehen zu lassen, daß sie, wie fast alle, die aus dem modernen Leben dorthin flohen, nicht Sieger waren, die nach einem intensiveren Leben, nach einem kühnern Vordringen zu den Pforten des Schicksals verlangten, als es ihre Zeit vermochte, sondern im Gegenteil Kranke, Schwache, denen das Leben ihrer Zeit zu mächtig war und die da wähten, sich in der milden Atmosphäre des Hellenentums eine Heimat nach dem Verlangen ihrer matten Seele errichten zu können!

Nein, nicht klagen wollen wir darüber! Denn ein wunderbarer, zwar trügerischer, aber bestrickender Reiz entsteigt dem neuen Bilde der allbekanntesten Wunderwelt. Alle ziehen sie an uns vorüber, die sonnig-frohen Gestalten des alten Hellas: die Dryaden und andern Nymphen, deren helle Stimmen im Rauschen der Bäche der Morgensterne entgegenlachten, die Kentaurer,

unter deren Hufschlag die Erde im Kampfe weithin erbebt, die listigen Faune, die im Schilf des Ufers den Töchtern der Menschen auflauerten! Doch nicht mehr eine lustig-wilde Jagd ist's, sondern ein langsamer, müder Zug! Auf der langen Wanderung haben auch sie ihre siegesfrohe Kraft eingebüßt. Sie sind mit der Menschheit alt und schwach geworden und träumen auf den gespenstig-weißen Ruinen der Tempel, die ein blaues Mondlicht überflutet, oder vor dem mitternächtlichen Meere, dessen alte Fanfare von Weltenbezwingen zu einer weichen, eintönigen Klage über das Schicksal der Jahrtausende herabgemildert ist, von dem süßen Zaubertank, der in die Seele den Mohn des Vergessens und Nichtmehrseins ergießt.

Einmal ist's der kleine Faun Hyalis, von dem uns Samain erzählt: ein kleines Wesen, halb Tier, halb Mensch, das an seiner Liebe zur Priestertochter stirbt, das Herz voller Mitleid mit den Göttern, die nicht wissen, wie süß die Qualen des Leids und des Todes sind — ein anderes Mal das Schicksal des Kyklopen Polyphem, der sich ins Meer stürzt, weil das Herz der Galatea zu winzig ist, um die große heilige Liebe zu fassen, und der sich vorher das Auge austicht, das den Kuß geschaut hat, den sie ihrem Schäfer Ais gab.

Für Samain war diese Rückkehr zum Hellenentum, das andern das Ziel war, an dem sie zusammenbrachen, nur eine Etappe auf dem Wege, der ihn zur Einfachheit aller großen Kunst zurückführen sollte. Je bewußter sein Talent heranreift, desto entschiedener wendet er sich ab von der Formtändelei und den absonderlichen Motiven zu den Bildern des unscheinbaren Lebens. Dem Singen eines Kindes am Familientisch, dem Erwachen einer kleinen Provinzstadt, dem Treiben auf dem Marktplatz weiß er eine Poesie voll Originalität und schlichter Wahrheit abzugewinnen.

Und in dem Maß, wie sich seine Kunst wieder dem Leben nähert, wird auch das Gefühl, das sie durchdringt, leuchtender. Es ist nicht die siegreiche Freude des echten großen Menschen, der sich aus seiner Dual einen Jubel, aus seiner Mutlosigkeit eine Hoffnung zu entringen weiß. Das ist es nicht! Vielleicht wäre es noch dazu geworden, hätte der Tod ihn nicht im vollen Werden ereilt! Es ist aber auch nicht mehr das sieche Mitleid, das er in seiner Jugend mit vielen seiner Genossen teilte und das entwertet und zum Handeln unfähig macht — ein Mit-Leiden und Mit-Erliegen! Es ist vielmehr im Erkennen und Fühlen dessen, was jede Menschentat und jedes Erdenleben an bedeutungsvoller Schönheit enthalten kann, ein Aus-Lichtkehren der Tiefe, die sich hinter der unscheinbarsten unserer Handlungen birgt und ihr den Wert des Ewigen, Unwandelbaren verleiht.

Hieraus ergibt sich eine Fülle poetischer Schönheit: alles um uns, in der Natur und im Leben, jedes gesprochene Wort, jede ange deutete Geste wird zum Symbol von Dingen, die jenseits der wechselnden Erscheinungen hinübergehen in das Reich des Selbstverständlichen, dorten, wo die unerforschten Gesetze unseres Seins die Fäden unseres Geschicks weben. Nicht mehr ein flüchtiges Leben ist es dann, was wir in des Dichters Werk schauen, sondern eine unwandelbare Wahrheit, die unser Auge zwar nicht erkannt hat, in der aber unser Herz selbst ruht wie ein Pilger, der endlich das Ziel seiner Sehnsucht erreicht hat.

Dadurch unterscheidet sich Albert Samains Symbolismus von dem der meisten Dichter derselben Schule, die bei dem bloßen Verknüpfen des eigenen Lebens mit dem der Natur stehen blieben. Allerdings floß ihnen daraus eine wundersame Poesie: die einer Natur, deren kalte Schönheit durch das warme Leben dessen, dem sie sich vermählt, vertieft und vergeistigt wird. Doch haftet diese Poesie an der Oberfläche des Vergehenden: jener andern Heimat aber ist das ewige Menschlich-Göttliche!

E. B. Russell, Paris.